

[Nachdruck verboten.]

19]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Gallardo schüttelte sich vor Lachen; der Verwalter beglückwünschte den Redner, indem er ihm mit andalusischer Würde die Hand darbot.

„Schlag ein! Du hast Deine Sache gut gemacht. Castelar (bekanntester Führer der spanischen Republikaner) war gegen Dich nur ein Stümper, ein Baifsenknebel!“

Wenn die Sennora Augustias solche Dinge in ihrer Wohnung zu hören bekam, machte die vor Entsetzen gelähmte Frau, die das Ende ihrer Tage nahe sah, ihrem Unwillen Luft.

„Schweig, Sebastian. Halt Dein großes verdammtes Göllemaul oder geh auf die Straße; aber zum Teufel, wiederhole hier solche Dinge nicht. . . . Wenn ich Dich nicht seit langem kenne! Wenn ich nicht wüßte, daß Du ein braver Kerl bist! Herr Jesus noch mall!“

Schließlich verhöhnte sie sich mit dem Vanderillero, indem sie sich erinnerte, wie treu er zu ihrem Juan hielt und was er in Augenblicken der Gefahr für ihn getan hatte. Uebrigens war es für sie und für Carmen eine große Beruhigung, daß dieser solide Mann von so einfacher, geordneter Lebensweise der Cuadrilla angehörte — daß er einen Einfluß auf Gallardo übte, der in bezug auf das schöne Geschlecht nicht eben zurückhaltend war.

Der Gegner der Klerisei und des ersten Menschenpaares bewahrte ungern ein Geheimnis seines Maestros, das sein Verantwortungsfühl schwer belastete. Wenn diese Frauen wüßten, was er wußte! . . .

Trotz jeder Ehrerbietung, die jeder Vanderillero seinem Matador schuldet, hatte der Nacional, indem er sich auf seine Jahre und auf die alte Freundschaft berief, einmal gewagt, zu Gallardo mit derber Offenheit zu sprechen.

„Höre mich an, Juanito. Ganz Sevilla weiß davon. Die Leute reden von nichts anderem, und bald wird man es bei Dir zu Hause erfahren, und dann wird es Auftritte geben, daß Gott im Himmel davonlaufen möchte. . . . Mutter Augustias wird zu einer Schmerzreichen und die arme Carmen zu einer Furie werden. . . . Erwinnere Dich der Begebenheit mit der Sängerin. Das war nichts dagegen. Diesmal ist die Sache ganz anders und bei weitem gefährlicher.“

Gallardo tat, als ob er ihn nicht verstehe, und der Gedanke, daß die ganze Stadt sein Liebesgeheimnis wüßte, ärgerte ihn und schmeichelte ihm zugleich.

„Nun, um was handelt es sich denn? Und was für häusliche Szenen sind das, wovon Du redest?“

„Ach, Du weißt es ja; die Dir's angetan hat, ist Donna Sol, jene Dame von Rang, die so viel von sich reden macht. Die Nichte des Marquis de Moraimo, des Stierzüchters. Na, spiele den Heuchler.“

Der Matador, durch die genauen Informationen des Nacional angenehm berührt, lächelte schweigend vor sich hin. Dieser aber nahm den Ton eines Predigers an und fuhr fort:

„Der Verheiratete soll sich vor allem die Ruhe seines Hauses angelegen sein lassen. Die Weiber! . . . Den Teufel auch! Eine ist wie die andere, und es ist ein reiner Blödsinn, sich das Leben damit zu verbittern, daß man von einer zur anderen springt. In den vierundzwanzig Jahren, die ich mit meiner Teresa zusammen lebe, habe ich mir nicht einmal eine Gedankenfünde zuschulden kommen lassen, trotzdem ich Stierkämpfer bin und meine gute Zeit gehabt habe, wo manche Dirne mir tief in die Augen sah.“

Gallardo lachte schließlich über den Vanderillero, der wie ein Klosterbruder sprach. Und der wollte Pfaffenfresser sein!

„Nacional, sei vernünftig. Ein jeder ist, wie er ist, und wenn Weiber uns entgegenkommen, laß sie kommen. Wozu ist man denn auf der Welt da? Jedweden Tag kann man mich steif und kalt aus dem Zirkus heraustragen. . . . Uebrigens verstehst Du von diesen Dingen nichts und weißt

nicht, was eine Dame ist. Wenn Du dieses Weib sehen könntest!“

Und als ob er den Ausdruck des Unwillens aus dem Mienen des Nacional wegwischen wollte, fuhr er freundlich und offen fort:

„Ich liebe Carmen sehr, hörst Du! Ich liebe sie wie immer. Aber die andere liebe ich gleichfalls. Es ist ein ander Ding . . . ich weiß nicht, wie ich es Dir erklären soll, etwas ganz anderes, wahrhaftig.“

Mehr konnte der Vanderillero aus seiner Unterhaltung mit Gallardo nicht herausbringen.

Einige Monate vorher, als mit dem beginnenden Herbst die Reihe der Stiergefächte zu Ende ging, hatte der Matador eine Begegnung in der Kirche San Lorenzo gehabt.

Er wollte einige Tage in Sevilla ausruhen, bevor er mit seiner Familie nach La Rinconada übersiedelte. Beim Herannahen dieser ruhigen Zeit gefiel dem Matador nichts so sehr, als sich in seiner eigenen Wohnung von den unaufhörlichen Reisen auf der Eisenbahn zu erholen. Jährlich mehr als hundert Stiere zu töten, im Verein mit all den Gefahren und Anstrengungen des Kampfes, ermüdete ihn nicht so sehr, wie während mehrerer Monate von einem Zirkus zum anderen zu rollen.

Es waren dies Reisen im Hochsommer unter glühender Sonne, durch verbrannte Steppen und in alten Eisenbahnwagen, deren Dächer eine unerträgliche Glut ausstrahlten. Die Wasserkrüge der Cuadrilla, an allen Bahnhöfen frisch gefüllt, genügten nicht, den Durst zu löschen. Außerdem waren die Züge überfüllt vor Reisenden, die zu den Märkten in die Städte zogen, um den Stiergefächten beizuwohnen. Manchmal hatte Gallardo gerade seinen letzten Stier niedergestochen, und schon eilte er, aus Furcht, den Zug zu veräumen, noch in seinem Kostüm zu dem Bahnhof. Er zog sich dann in einem Abteil erster Klasse vor den Augen der Mitreisenden um, die es zufrieden waren, mit einem berühmten Manne zu fahren, und brachte die Nacht auf den Rissen zusammengekauert zu, während die übrigen Personen sich eng aneinanderdrückten, um ihm soviel Platz wie möglich zu überlassen. Alle respektierten ihn und dachten daran, wie er ihnen am folgenden Tage den Genuß eines aufregenden Schauspiels ohne Gefahr für sie bieten werde.

Nam er gänzlich ermüdet in einer festlich geschmückten Stadt an, deren Straßen besaggt und mit Girlanden geschmückt waren, so litt er unter der Marter einer überschwänglichen Vergötterung. Seine enthusiastischen Verehrer erwarteten ihn am Bahnhof und begleiteten ihn nach seinem Quartier. Sie alle hatten gut ausgeschlafen und waren guter Dinge; sie drangen auf ihn ein, sie wünschten ihn ausgelassen und geschwätzig anzutreffen, als ob er bei ihrem Anblick vor Freude hätte ausleben müssen.

Beim Beginn der Saison machte er sich noch mit Lust und Liebe auf die Reise, er dachte an neuen Ruhm, an galante Abenteuer, an interessante Abwechslung im Gegensatz zu dem ruhigen Dasein in Sevilla und der ländlichen Einsamkeit in La Rinconada.

Jedoch nach Verlauf weniger Wochen dieses fieberhaften Lebens, wobei er jeden Nachmittag, an dem er auftrat, fünftausend Pesetas verdiente, fing Gallardo an, in Klagen auszubrechen, wie ein vom Elternhause entführtes Kind.

„Ach, könnte ich doch in meinem kühlen Hause in Sevilla sitzen, mit meiner armen Carmen, die es so sauber hält wie Silbergeschirr! Ach und Mütterchens Küchel! Wie herrlich!“

Sevilla vergaß er nur an seinen freien Abenden, wenn am folgenden Tage kein Kampf stattfand, und die ganze Cuadrilla, umgeben von dienstfertigen Bewunderern, sich in einem jener Kaffeehäuser niederließ, wo es reichlich Wein, Weib und Gesang gab.

Wenn Gallardo wieder nach Hause kam, um den Rest des Jahres der Ruhe zu pflegen, fühlte er die innere Befriedigung eines großen Mannes, der, aller Ehren satt, seine gewöhnliche Lebensweise wieder aufnimmt.

Er schlief bis spät am Tage, an keine Fahrpläne gebunden und von keinem Gedanken an Stiere aufgeregt. Den ganzen Tag über nichts zu tun und den folgenden und nächstfolgenden auch nicht! Seine Familie schien wie verjüngt, alles

war froh und gesund, wenn man ihn wieder zurück hatte. Den Filzhut im Genick, erging er sich träge, schwang seinen Spazierstock mit dem Goldgriff und betrachtete die großen Brillanten an seinen Fingern.

Im Vorhof erwarteten ihn einige Männer an der inneren Tür, durch dessen Eisengitter der weiße, frisch geschneuerte Pappo sichtbar war. Es waren von der Sonne gebräunte Leute, die säuerlichen Schweiß ausdünsteten, mit schmutzigen Kitteln und breiten, an den Rändern zerfressenen Hüten. Die einen waren Feldarbeiter, auf der Durchreise begriffen, die es für selbstverständlich fanden, den berühmten Matador, den sie Sennor Juan nannten, um eine milde Gabe anzugehen. Andere wohnten in der Stadt und duzten den Stierfecher, den sie mit Juanito anredeten.

Gallardo besah durch seinen ausgebreiteten Verkehr ein gutes Gedächtnis für Gesichter und er ließ auch das Duzen zu. Es waren Schulkameraden oder Genossen aus seinem jugendlichen Landstreicherleben.

„Gehen die Geschäfte nicht, wie? . . . Die Zeiten sind eben schlecht für alle.“

Und bevor noch diese Herblaffung sie zu größerer Zutraulichkeit veranlassen konnte, wandte er sich zu Garabato, der mit der Türklinke in der Hand da stand.

„Sage der Sennora, sie solle Dir ein paar Peseten für jeden von ihnen geben.“

Und pfeifend ging er auf die Straße, befriedigt von seiner Milde und von der Schönheit des Lebens.

Von der Tür der benachbarten Schankwirtschaft folgten ihm die Kellner und die Gäste mit Blicken, als ob sie ihn nie im Leben gesehen hätten, tranken und lächelten ihm zu und verschlangen ihn vor Neugier mit den Augen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

14) Wenn die Natur ruft.

Von Jack London.

Autorisierte Uebersetzung von L. Böns.

Und ebenso deutlich wie an diese wertwürdige Menschenerscheinung, erinnerte er sich an einen Ton, einen Ruf. Er hörte ihn, deutlich klang er noch in seinen Ohren. Ein eigenartiges Glücksgefühl überkam ihn dann und eine Sehnsucht nach irgend etwas, worüber er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Manchmal sprang er dann auf und lief dem Rufe nach, als ob er nicht im Traum, in seiner Erinnerung, sondern in Wirklichkeit erklingungen wäre. Wenn er dann so durch den Wald strich, dann bellte er laut oder winselte leise vor sich hin, je nachdem ihm zu Mute war. Er steckte die Nase in das kühle Moos und sog glücklich den Geruch der frischen Erde ein. Ganze Tage lang lag er oft im Walde hinter diden Stämmen oder im hohen Grase versteckt, ganz Auge und ganz Ohr, damit ihm nichts entgehen konnte. Er wollte den Ruf belauschen, der immer erscholl, und von dem er nicht wußte, woher er kam.

Manchmal, wenn er in der Mittagsglut schlummernd vor dem Zelte lag, warf er plötzlich den Kopf hoch, seine Ohren spitzten sich, und er horchte in die Ferne. Dann raste er davon, weiter und weiter, stundenlang, tagelang. In trockenen Nachbetten lief er entlang, froh vorsichtig und lautlos über das weiche Moos und belauschte die Vögel; ganz regungslos konnte er daliegen, um ein Wolf Waldhühner zu beobachten, das in dem hohen Grase hin- und herlief. Am liebsten aber wanderte er leise in der Dämmerung der Hochsommer Nächte und horchte auf die tausendfachen Stimmen der Wildnis, und suchte doch nur die eine Stimme; die Stimme, die ihn gerufen hatte.

Eines Nachts sprang er mitten aus dem Schlafe auf; er zitterte am ganzen Körper, jedes Haar seines Felles sträubte sich, Er hatte ihn wieder gehört, den Ruf, und dieses Mal so deutlich, wie nie zuvor; ein langanhaltendes Heulen war es gewesen, ähnlich dem eines Hundes, aber doch anders. Und er kannte die Stimme; er hatte sie schon früher gehört. Wie geht er dahin, und erst als er ganz nahe gekommen war, schlich er langsam und vorsichtig vorwärts, bis zu einem offenen Blase unter hohen Bäumen. Da sah er aufrecht sitzend, die lange spitze Schnauze dem Nachthimmel zuwendend, einen großen, mageren Wolf.

Bud war ganz geräuschlos gekommen, aber der Wolf hatte ihn doch bemerkt und hörte auf zu heulen. Bud schlich näher, den Körper eng an die Erde gedrückt mit weitausgestreckter Rute, einen Fuß vorsichtig vor den anderen setzend. Jede Bewegung sprach eine Drohung aus, untermischt mit Freundlichkeit. Es war die Versicherung des Waffenstillstandes, wie Raubtiere ihn gegenseitig auszubrüden pflegen, aber der Wolf sprang auf und suchte das Weite. Bud folgte ihm in großen Schritten. Er hegte ihn in einen Hohlweg und versperrte ihm den Rückzug. Da wandte der Wolf sich um, erhob sich auf die Hinterbeine wie Foh und alle die anderen

halbwidren Eskimohunde, knurrte, fleischte die Zähne und biß um sich, genau wie diese.

Bud aber nahm den Kampf nicht auf. Er ging mit freundlichem Knurren ganz nah um ihn herum. Der Wolf aber war argwöhnisch und bange, denn Bud war wohl dreimal so groß wie er; sein Kopf reichte kaum an Buds Schulter. Mit aller List suchte er zu entklimpfen. Endlich gelang es, und die Jagd begann wieder, bis er von neuem gestellt wurde. Endlich merkte er aber doch, daß Bud ihm freundlich gesinnt war, beschneiffelte ihn und balgte sich spielend mit ihm herum. Nach einer Weile setzte sich der Wolf in Trab, zeigte deutlich, daß er irgendeinem Ziele zustrebte, und forderte Bud auf, mitzukommen. So liefen sie Seite an Seite im dämmrigen Richte der Nacht, weit hinaus bis an die Quelle des Flusses und weiter noch.

Die Sonne stieg hoch und höher, und der Tag wurde warm. Sie kamen in flaches Land mit tiefen Wäldern und glitzernden Strömen. Bud war glücklich, denn jetzt wußte er, daß er dem Rufe folgte, den er so oft gehört hatte; sein wilder Bruder führte ihn dahin, woher er erlang. Alte Erinnerungen drangen auf ihn ein; es war ihm, als habe er alles schon einmal erlebt vor ewigen Zeiten in einer anderen Welt.

Als sie an einem der Flüsse stillstanden, um sich zu erfrischen, da erst fand Bud Zeit, an John Thornten zu denken. Er setzte sich und stierte vor sich hin. Der Wolf aber lief weiter. An den Ruf, dem er folgen wollte, dachte er jetzt nicht mehr. Da kam der Wolf zurück, beschneiffelte ihn und forderte ihn auf, mitzukommen. Doch Bud drehte sich um und trabte langsam zurück. Wohl eine Stunde lang lief sein wilder Bruder winselnd neben ihm her. Dann setzte er sich hin, streckte seine Nase gegen den Abendhimmel aus und heulte. Es war ein klägliches Geheul, und Bud hörte es noch lange, bis es sich endlich in der Ferne verlor.

John Thornten war gerade beim Mittagessen im Zelt, als Bud heranstürmte und mit solcher Wucht gegen ihn sprang, ihn so ungestüm liebte, daß er hintenüberfiel. Er legte ihm quer über das Gesicht, stieß kurze schrille Freudenschreie aus und spielte, wie Hans und Peter sich ausdrückten, den richtigen Hansnarrten.

Zwei Tage und zwei Nächte lief Bud seinen Herrn nicht aus den Augen, folgte ihm auf Schritt und Tritt bei der Arbeit, sah ihm zu, wenn er aß, setzte sich vor sein Nachtlager und schaute ihn an bis zum anderen Morgen. Am dritten Tage aber erklang wieder der Ruf aus dem Walde. Eine Unruhe kam über ihn, deren er nicht Herr werden konnte; er dachte an den wilden Bruder und das sonnige Land hinter den dunklen Bäumen. Und wieder rannte er fort, aber dieses Mal fand er den Wolf nicht, und hörte auch seine Stimme nicht, so sehr er auch lauschte.

Nun blieb er oft tagelang fort und kam auch einmal wieder in das Land, in dem der glitzernde Strom floß. Dort suchte er wohl eine Woche lang herum, fischte nach Lachsen und jagte das Wild. Einmal tötete er einen Bären, den die Moskito geblendet hatten, als er fischte, und der nun hilflos durch die Wälder lief. Es war ein harter Kampf, aber er erfüllte Bud mit Genugung. Zwei Tage, nachdem er ihn erlegt hatte, fand er wohl ein Duzend Wölfinnen, die sich um den Rest seiner Beute zankten. Er blies das Rudel auseinander wie Rauf, und die beiden, die auf dem Kampfplatz blieben, mußten wohl Frieden halten.

Nun wurde er blutdürstiger als je zuvor. Er war ein Raubtier, und ihm gehörte alles, was lebte, das Geseß des Stärkeren schrieb es ihm zu. Es lebte ein Stolz, ein Hochmut in ihm auf, der sich in jeder seiner Mienen, in jeder seiner Bewegungen ausdrückte und seinem prachtvollen, glänzenden Fell womöglich noch einen glänzenderen Schimmer verlieh. Hätte er nicht die weiße Schnauze gehabt und die schneeweißen Loden auf der Brust, man hätte ihn für einen riesigen Wolf halten können. Von seinem Bernharden-Bater hatte er die Größe und das Gewicht geerbt, und seine Schäferhund-Mutter hatte ihm die Leichtigkeit und die Schönheit vermach. Seine Schnauze war lang wie die eines Wolfes, und sein Kopf, wenn auch breiter, hatte viel Ähnlichkeit mit dem eines Wolfes.

Auch Wolfschlauheit hatte er, dazu die Klugheit von Vater und Mutter und außerdem alle die Erfahrungen seiner harten Lebensschule; das alles machte ihn zu einem furchtbaren Gegner. Er hatte Wildpret im Ueberfluß und war daher so vorzüglich bei Kräften, wie nur irgend möglich. Wenn Thorntens Hand ihm liebevoll über das Fell strich, dann knirschte und knatte es, jedes Haar entlud seine Elektrizität.

Seine Gedanken gingen blischnell bei allem, was Ueberlegung verlangte. Er war doppelt so schnell in jeder Bewegung als die Polarhunde. Er sah eine Bewegung, hörte ein Geräusch und richtete sich danach, ehe ein anderer Hund nur deren Bedeutung begriffen hätte. Seine Muskeln waren fest und zugleich leicht und beweglich, wie die besten Federn. Das volle Leben durchströmte ihn.

„Solch einen Hund gibt es nicht zum zweiten Male“, sagte John Thornten eines Tages, als er Bud nachsah, der auf den Wald zuging.

„Nein“, meinte Peter, „als der gegossen wurde, ging die Form entzwei.“

„Ja, wahrhaftig, das ist so“, bestätigte Hans.

Sie sahen ihn auf den Wald zuschreiten, sahen aber nicht die furchtbare Veränderung in ihm, als des Waldes Dunkel ihn umfing. Jetzt schritt er nicht mehr. Jetzt war er ganz Raubtier, das auf leisen Sohlen wie ein Schatten dahinglitt. Er verstand in

Dedung zu bleiben, wo er nur konnte; er kroch wie eine Schlange und starrte wie diese auf sein Opfer. Er konnte ein Kaninchen töten, wenn es noch schlief, und einen Truthahn im Fluge fangen, wenn er auch nur eine Sekunde zu spät an Rettung dachte. Er fing die Fische im fließenden Wasser und wußte den Vieber auf seinem Damm zu belauern. Er tötete aber nur, um Nahrung zu haben, nicht aus Lust am Töten. Ein Vergnügen aber hatte er daran, sich an Eichhörnchen heranzupürschen. Wenn er sie gefangen hatte, dann ließ er sie wieder laufen und freute sich, wenn sie dann laut schimpfend in die höchsten Spitzen der Bäume flüchteten.

Im Laufe des Jahres mit dem kälteren Wetter zogen sich auch die Elche tiefer in das Land. Schon einmal hatte Bud ein Schmalteier gerissen, aber er wünschte sich würdigere Gegner. Am liebsten hätte er ein starkes Stück gehabt, und das trat ihm in der Morgendämmerung einst in den Weg. Ein Sprung von zwanzig Elchen kam aus der Fluggegend herauf, und unter ihnen ein starker Schaufler. Er war entsetzlich aufgeregt, und als das wohl sechs Fuß hohe Tier dem Hunde gegenüberstand, war das wohl ein so würdiger Gegner, wie er ihn sich nur wünschen konnte. Nach allen Seiten stieß das mächtige Tier seine Schaufeln, die wohl sieben Fuß Durchmesser hatten; die kleinen Augen blühten scharf und drohend, und es schnaubte vor Wut beim Anblick des Hundes.

Aus einer Platte stand der Schaft eines Pfeiles hervor, der bunte Federn trug, wie die Indianer sie zu gebrauchen pflegen. Von dem Instinkt aus uralten Jagdtagen geleitet, versuchte Bud nun zunächst, den Elch von den übrigen abzuschneiden. Das war kein leichtes Werk. Er bellte und sprang vor ihm her, stets dicht davor, doch immer gerade noch aus dem Bereich der schweren Schaufeln und der mächtigen Hufe, von denen ein Tritt genügt hätte, ihn zu zermalmen. Es war dem Elch nicht möglich, voranzukommen, und seine Wut steigerte sich immer mehr. In solchen Augenblicken ging er zum Angriff über, doch Bud wich aus und griff nun von der Seite an. Oftmals, wenn er den Elch von den übrigen getrennt zu haben glaubte, kamen drei oder vier der jüngeren Stücke zurück und machten sich mit Bud zu schaffen, bis der alte Schaufler wieder bei dem Sprung angelangt war.

Aber die Geduld, mit der die Spinne endlose Stunden lang regungslos im Netz sitzt, und der Panther im Hinterhalte lauert, die Geduld, die alle den Tieren eigen ist, die ihre Nahrung lebend jagen, die bewies auch Bud in der Verfolgung des Elches. Er zeigte die jungen Tiere, plagte die älteren mit seinem Gebläse und verfechtete die Kälber in Angst und Schrecken. Einen halben Tag lang ging das so. Von allen Seiten griff Bud an, so daß die Elche überhaupt nicht zur Ruhe kamen, und immer wieder schnitt er dem alten Elch den Weg ab, bis er schließlich vor Wut schnaubte.

Der Tag ging bald zu Ende, und die Sonne sank im Nordwesten. Die Dunkelheit kam schon früh und die Nächte begannen lang zu werden. Die jungen Elche mußten dem alten immer häufiger zu Hilfe kommen, und der Weg, den sie an diesem Tage zurückgelegt hatten, war kurz. Und doch mußten sie, ehe der Winter hereinbrach, noch weit wandern, aber es schien ihnen, als ob sie der lästige Quälgeist so bald nicht freigeben würde. Und all sein Tun galt immer nur dem einen von ihnen. Nur er, nicht der ganze Sprung war in Gefahr. Nur sein Leben wurde gefordert, und es galt doch nicht so viel, als das von allen den anderen.

Als die Schatten der Bäume lang und schräg fielen, stand der alte Elch allein und sah dem abziehenden Sprunge nach. Da gingen sie hin, die Tiere, die er so lange geführt hatte, die er beschützt und beherrscht hatte. Er sah ihnen nach, bis daß sie im dämmerigen Licht verschwanden. Er konnte ihnen nicht folgen, denn vor ihm her hüpfte und bellte ein erbarmungsloser Feind, der es ihm verbot, und der doch so klein war, daß einer seiner Hufe ihn hätte zertreten können. Er hatte ein langes, langes Leben hinter sich, ein Leben voll mutiger Kämpfe; dieses war nun sein Ende: der Tod von den Zähnen eines Geschöpfes, das ihm kaum bis an die Kniee reichte.

(Schluß folgt.)

Kometen — Wissenschaft und — Aberglaube.

Wenn uns jemand ernährt, uns wärmt und alle Lebenskraft uns einflößt, so werden wir ihn für außerordentlich wichtig halten, für so wichtig, daß alles andere daneben verschwindet. Wenn ein Himmelskörper uns Erdenmenschen alles Leben erhält, uns nährt, wärmt und beleuchtet, so wird neben ihm alles andere verschwinden. Wie vernünftig war doch der Sonnenkultus im Prinzip, den manche Völker trieben! Und welchem Blödsinn huldigt ein Zeitalter, das den Kometenerscheinungen so viel Raum gibt wie namentlich das Mittelalter! Dabei sind die Kometen die geborenen Windbeutel am Himmel, und alles, was sie uns vormachen, ist eitel Windbeutelerei, gerade gut genug, um uns zu amüsieren! Gut genug, uns manches zu lehren und zu bestätigen, was wir anderweitig schon gefunden haben — sagt der Naturwissenschaftler.

Als Förderer unserer Wissenschaft zu fungieren, ist den Kometen erst sehr spät vergönnt gewesen. Eigentlich erst im letzten Jahrzehnt — wenigstens soweit es die Kometen selbst betrifft. Weil nämlich die Erscheinungen, die bei ihnen die Hauptrolle

spielen, physikalischer Natur sind und erst eine Würdigung erfahren konnten, nachdem die physikalische Wissenschaft den nötigen Grad von Reife erlangt hatte. Die Deutung der Kometengefalt, der eigentümlichen Ausströmungen am Kopfe der Kometen, des Schweifes und seiner stets von der Sonne abgewandten Richtung usw., alles das konnte erst verstanden werden, nachdem der große schottische Physiker Maxwell seine grundlegenden Untersuchungen über den Strahlungsdruck vorgenommen hatte, nachdem sich in dem schwedischen Chemikophysiker Svante Arrhenius einer gefunden hat, der es verstand, die Maxwell'schen Entdeckungen auf die Himmelserscheinungen anzuwenden und deren Deutung zu geben. Arrhenius sieht das Entstehen und das Vergehen der Weltkörper als einen ewigen Kreislauf ohne Anfang und ohne Ende an, und legte seine Anschauungen und ihre Begründung in einem Werke dar: „Das Werden der Welten“ (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft 1908). Auch die Frage nach dem Wesen und dem Ursprung der Kometen zieht Arrhenius dabei in den Kreis seiner Betrachtungen.

Im Rahmen dieser wissenschaftlichen Anwendungen spielen daher die Kometen eine Rolle, aber nur eine wissenschaftliche, keine praktische. Der gemeine Mann, die Praxis des Lebens brauchte von den Kometen nicht die geringste Notiz zu nehmen, und ihr fehlte gar nichts. Höchstens das Amüsement, das diese himmlischen Schaustellungen vermitteln können.

Allerdings hat die Wissenschaft schon früher von den Kometen eine Förderung erfahren. Die wichtigste wohl durch den Galileischen Kometen, und zwar in seiner Erscheinung vom Jahre 1682, die die wissenschaftliche Geburt der Kometen überhaupt bedeutete. Galley erkannte in dem Kometen dieses Jahres eine periodische Erscheinung, die sich der Erde schon des öfteren gezeigt und deren Wiederkehr er für das Jahr 1769 voraussagte. Die glänzende Bestätigung seiner Prognose war allerdings ein wertvolles Beweisstück für die Keplerschen und die Newton'schen Entdeckungen, die nicht bloß für die Astronomie und auch sonst für die Wissenschaft neue Grundlagen schufen, sondern auch für die ganze Weltanschauung von größter Bedeutung geworden sind.

Indirekt haben uns die Kometen noch manches wertvolle Forschungsergebnis vermittelt. Für sie selbst aber fiel erst zuletzt etwas ab, und das war für sie sehr vorteilhaft, denn sonst hätten sie nicht so lange eine so große Rolle für die gesamte Menschheit gespielt, von der sich nun herausstellt, daß sie weiter nichts war als die eines Mystifikanten.

Man macht sich kaum eine Vorstellung davon, welche Bedeutung die Kometenerscheinungen einstmals einnahmen und welches Maß von Unglück sie schon über die Menschheit gebracht haben — wenn auch die Menschheit selbst nicht ganz unschuldig daran ist. Eine Darstellung könnte ganze Bände, ganze Bibliotheken füllen. Das wissen die wenigsten, und darum ist es gut, daß wir eine knappe Darlegung haben, die von unseren Genossen Frits Düvell und Franz Diederich verfaßt wurde und vor kurzem in dem Dresdener Parteiverlage von Raden erschien. (Der Preis des reich illustrierten Buches beträgt nur 1 M.) Dieses Kometenlesebuch gibt eine eindringliche Darstellung namentlich der kulturhistorischen Seite des Kometenproblems, die natürlich nur im Zusammenhange mit der allgemein verbreiteten Sternendeutung, der Astrologie, gewürdigt werden kann.

Der Glaube an die Sternendeuterei, die auch im Altertum überall gepflegt wurde und bei den Arabern aufblühte, als ihre Wissenschaft im Mittelalter hoch emporkam, „ging auch auf die sich emporarbeitende italienische Wissenschaft über und wurde von ihr um so williger aufgenommen, weil die Kultur des klassischen Altertums eben jetzt in Italien eine Wiedergeburt — Renaissance bedeutet Wiedergeburt — erlebte. Von Italien wanderte die Astrologie nach Deutschland, gefördert durch die Buchdruckerkunst. Hier spulte sie zuerst in der Medizin, die sich nach und nach ganz mit ihr erfüllte, dann in den Kalandern. Zwar hatten schon manche Männer, wie Thomas von Aquino, sich gegen die Sternendeuterei gewehrt, und der Nürnberger Franz Holz, der Franzose Kabeis gossen ihren heißenden Spott über sie aus; es ist doch aber bezeichnend, daß eine ganze Reihe anderer Autoren, die sich in der gleichen Richtung betätigten, nicht wagten, ihren Namen auf das Titelblatt ihrer Werke zu setzen, daß andere sogar nicht einmal den Drudort nannten — aus Furcht vor den Nachteilen, die ihnen daraus entstehen könnten. Wie ernst die Sternendeuterei während des Dreißigjährigen Krieges noch genommen wurde, mag der Hinweis auf Wallenstein andeuten. Namhafte Gelehrte hinwiederum trieben sie ohne Glauben des täglichen Brotes wegen. Auch der große Kepler, einer der Grundsteinleger der modernen Astronomie. Er hielt es nicht für unter seiner Würde, Prognostika und Praktiken zu verfassen, und sich selbst und anderen Horoskope zu stellen, d. h. die Einflüsse zu ermitteln, die in der besonders wichtigen Geburtsstunde von den Gestirnen auf den Menschen ausgeübt wurden. Im stillen dachte Kepler über die Sache anders. „Die Astrologia“, schrieb er, „ist wohl ein närrisches Töchterlein; aber du lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomie, bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer und so närrisch, daß derselben zu ihrem Frommen diese alte verstandige Mutter durch der Tochter Narrentandung eingeschwaht und eingelogen werden muß. Und seind der Mathematicorum Salaria (die Einkünfte der Mathematiker) so gering, daß die Mutter gewißlich Hunger leiden müßte, wenn die Tochter nichts erwürde.“

Kepler konnte bekanntlich ein Lied davon singen. Seine Stellung als kaiserlicher Mathematiker wie die seines großen Vorgängers im Amte, Tycho Brahe, war hauptsächlich wegen der astrologischen Bedürfnisse des Kaisers da, durchaus nicht wegen der Wissenschaft der Astronomie — wie das ja Kepler deutlich genug ausdrückt: Die verständige Mutter Astronomie muß durch der Kocher Kartentablung „eingeschwächt und eingelogen werden“ — wirklich keine beneidenswerte Stellung.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg — und starb in Hungersnot,
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Wortwörtlich trifft dieses Epigramm Kästners auf den großen Kepler zu.

Wenn den Gestirnen, an deren himmlische Nachbarschaft der Mensch gewohnt war, solch übermächtige Kräfte zugemutet wurden, so mußten natürlich die außerhalb der Ordnung des Bekannten auftretenden Himmelercheinungen: Nordlichter, Verfinsterungen und Kometen erst recht Eigenschaften haben, die den Herzen Angst und Schrecken einjagten. Besonders die Kometen. Und wenn sie seit alter Zeit in Verbindung gebracht worden sind mit allen erdenklichen Heimsuchungen der Menschen, so wuchs sich diese alte Gewohnheit in der kritischen Zeit, vom fünfzehnten bis siebzehnten Jahrhundert, zur unheimlichen Groteske aus. Die Angst der Menschen dichtete den Kometen dräuende Gestalt an, sah sie vor allem als Rute und Schwert. Es kam vor, daß die Leute „Schreckens und Furcht halber“ starben. Flugschriften erschienen, in denen seitenslang Kometen aufgezählt sind, von denen die Geschichte weiß, und bei jedem ist die Katastrophe erwähnt, die er verursacht haben soll. In einer Predigt von 1618 wird aufgezählt, die Kometen verkündeten Todesfälle in fürstlichen Häusern, Kriege, Aufstände, Religionsverfolgungen, Uberschwemmungen, Dürre, Feuerung, Erdbeben und Seuchen. Einmal wird erwähnt, als Folge des Kometen von 596 sei „der verzweifelte Nachomet“ aufgetreten, als Folge eines anderen sei Karl der Große gestorben, der schwarze Tod über Europa gezogen, die Franzosenkrankheit aufgetaucht. Bisweilen dauerte ein paar Jahre, bis das angeblich verursachte Ereignis eintritt. Dann wieder gaben sich Kometen auch mit Kleinigkeiten ab: „Anno 1668 war ein Komet, darauff folgt in Westphalen großes Sterben unter den Kähen“. Man macht für alles Geschehen, für das Unwichtigste selbst, astrologische Ursachen ausfindig. Karl V. wurde durch den Kometen von 1556 bewegt, die deutsche Kaiserkrone niederzulegen. Er las in dem Kometen die Ankündigung seines nahen Endes. Das war nichts besonders Außergewöhnliches. Die namhaftesten Geister der Reformation haben sich das Horoskop stellen lassen; so der herrliche Hutten, und ebenso der scharfe Denker Erasmus von Rotterdam, und Melancthon gar war der Astrologie mit Haut und Haar ergeben. Paracelsus, der sonst die Astrologie hoch einschätzte, verspottete das Horoskopstellen; von ihm stammt das schöne Wort: „Das Kind bedarf keines Gestirns noch Planeten; seine Mutter ist sein Planet und sein Stern.“ Aber Melancthon meinte: „Wenn die Sterne nichts bedeuten sollten, warum ständen sie dann am Himmel?“ Was soll man angesichts dieser Logik bei einem hochgelehrten Manne erst von dem breiten Volke verlangen? Luther hielt sich der Astrologie fern, er meinte: „Wir sind Herr über die Gestirne,“ aber vom prophetischen Wesen und vom Aberglauben der Zeit hing ihm genug an. „Die Meinung, der jüngste Tag sei nahe herbeigekommen, teilte auch Luther, und er sprach gleich anderen Zeitgenossen Weissagungen aus.“

Auch die Bauernkriege wurden aus Kometen vorhergesagt. Im Volke hatten sich die Weissagungen zu dem Spruch verdichtet:

Wer im 1523. Jahr nicht stirbt,
1524ten nicht im Wasser verdirbt
und 1525 nicht wird erschlagen,
der mag wohl von Wundern sagen.

Nur wo die politischen Gegenstände den höchsten Grad der Verschärfung erfahren haben, wagen solche Zukunftsdrohungen sich vor. Ueberall flammte die Sehnsucht nach einer Aenderung der Dinge, und die Propheten, die ihr aus kluger Einsicht stammendes Wort dieser Sehnsucht anpassen, können eine Macht werden. Der Volksglaube trägt sie. Jene Jahre vor dem Ausbruch des großen deutschen Bauernkrieges waren aber aus sozialen Ursachen zum Ueberlaufen voll von Zusammenbruchsstimmung, und nun halfen auch die abergläubischen Vorstellungen mit, die Gemüter in dieser Richtung zu erhitzen. Die astrologischen Zukunftentstellungen fielen in offene Furchen. Und wenn dann die Prophezeiungen eintrafen, wenn Ereignisse vor sich gingen, die man auch sonst vorhergesagt hätte, dann stieg die Astrologie natürlich zu hohem Ansehen, während die falschen Prophezeiungen vergessen wurden. Als Stöfflers Prophezeiung der allgemeinen Uberschwemmung oder Sintflut, die ganz Europa in Sorge und Schrecken versetzte, und auf die man sich mit Arden vorbereitet hatte, 1524 nicht eintraf, erlitt die Astrologie nicht etwa den Todesstoß, sondern die Mönche, die aus Angst mehr als gewöhnlich gefastet und gebetet hatten, schrieben es ihren guten Werken zu.

Die Dinge sind interessant genug, um allgemeines Interesse zu beanspruchen. Es wäre sehr erwünscht, wenn unser Kometen-

Lesebuch in breite Kreise bränge. Denn auch heute noch ist der Kometenaberglaube weit verbreitet.

Jetzt ist natürlich die Blütezeit der Kometenbücher, mit denen der Markt völlig überschwemmt wird. Aus dem Wust, in dem vieles völlig unbrauchbare und von ganz unberufener Hand Geschriebene unterläuft, heben wir nur noch wenige Schriften hervor. Zuerst eine kleine von Bruno S. Würgel, mit der sich die Begnügen mögen, denen es auf eine ganz kurze Orientierung über die Haupttatsachen ankommt: „Der Komet Halleys“ (40 Pf.). Eine umfassendere Darstellung gibt Dr. F. S. Archenhold, „Kometen, Weltuntergangsprophezeiungen und der Halleysche Komet“ (Pr. 1 M.). Das Büchlein gibt eine gute und ziemlich ausführliche Uebersicht über die Kometenercheinungen und die modernen Anschauungen über das Wesen der Kometen. Es ist durch zahlreiche Bilder illustriert, die allerdings nicht immer auf dem dünnen Papier herauskommen. Für eine spätere Auflage ist dem physikalischen Teile eine gründlichere Darstellung zu wünschen, wo auch einige Irrtümer zu beseitigen sind. — Manche Leser werden gern wissen wollen, wie die eigentümlichen Kurven und Schleifen zustandekommen, die der Komet im Verlaufe seiner Beobachtung am Himmel beschreibt. Der scheinbare Lauf des Kometen unter den Sternen ist das Ergebnis einer perspektivischen Bildwirkung, hervorgerufen durch die kombinierten Bewegungen der Erde und des Kometen, von der Erde aus betrachtet. Die Kometenbahnellipse liegt zur Ellipse der Erdbahn schräg, beide kreuzen sich, und Prof. Weber zeigt nun in einer kleinen Schrift: „Gemeinverständliche Anlektung zur Darstellung der Bewegungen des Halleyschen Kometen im Jahre 1910“ an der Hand einer großen beigehefteten Karte, wie man sich die Bewegungen des Kometen am Himmel leicht und anschaulich konstruieren kann (Pr. 1 M.). Man lernt dabei zugleich auch kennen, wie die eigentümlichen scheinbaren Planetenläufe unter den Sternen zustandekommen, die den Alten so viel Kopfzerbrechen verursacht haben und erst von Kopernikus ihrem Wesen nach erkannt wurden. In der Berliner Urania steht in einem der Ausstellungssäle ein Modell von Dr. Gustav Witt, das diese Dinge bei den Planeten veranschaulicht.

Zuletzt noch ein Bändchen von Wilhelm Bölsche, „Komet und Weltuntergang“. Es ist ein Prachtstück gemeinverständlicher Darstellung, das die Popularisierungskunst Bölsches wieder einmal glänzend darthut. Dabei gelingt es Bölsche, die modernen, nicht leicht zu verstehenden Anschauungen im Blandertone mitzuteilen, um den ihn alle popularisierenden Schriftsteller beneiden werden. Sein Bändchen ist ein Lesebuch zur Andacht, zur Belehrung und zum Vergnügen.

Felix Linke.

Kleines feuilleton.

Aus dem Tierleben.

Fische, die ertrinken können. Die merkwürdigsten Fische, die es auf der Erde überhaupt gibt, sind wohl die sogenannten Schlammpringer, die in den Strandgebieten des westlichen Afrika zu Hause sind. Wenn man mit dem Begriff eines Fisches eine Voraussetzung untrennbar verbunden denkt, so ist es wohl das Leben im Wasser, und gerade in diesem Punkt verleugnen die Schlammpringer ihre Fischnatur. Es ist in der Tat ein höchst sonderbarer Anblick, diese scheinbar zum Leben im Wasser geborenen Geschöpfe dort auf dem Schlammboden und auf den mehr oder weniger hoch über diesen hinaus gemachten Wurzeln der Mangrovebäume umherklettern zu sehen. Die Flossen dienen ihnen dabei also mehr als Füße, besonders die Brustflossen. Freilich müssen sie von Zeit zu Zeit immer wieder das Wasser aufsuchen. Auf dem Lande vollführen sie auch Sprünge, die ihre eigene Körperlänge um das Dreifache an Weite übertreffen. Außerdem gibt es aber auch zahlreiche Fischarten, die längere Zeit auf dem Trocken lebendig bleiben können, freilich nur in einem schlafähnlichen Zustand. Wenn wir von den berühmten Fischen absehen, die sich durch den Besitz von echten Lungen unter all ihren Verwandten auszeichnen, so gehören zu diesen Wesen die Mitglieder der Familie, die unter der Bezeichnung der Labyrinthfische oder Labyrinthfische zusammengefaßt wird. Sie leben in Flüssen und Seen, die nicht immer Wasser führen, und wenn dieses verschwindet, so trocknen sie mit samt dem Boden ein, ohne aber ihre Lebensfähigkeit zu verlieren, die sich mit der Wiederkehr des Wassers alsbald wieder einstellt. Diese eigenartigen Geschöpfe erregten schon die Bewunderung des alten Aristoteles. Das merkwürdigste an ihnen aber ist der Umstand, daß man sie erschaffen kann. Bekanntlich wollten die Schildbürger dies Kunststück mit einem Mal zuwege bringen und glaubten ihres Erfolges so sicher zu sein, daß sie dessen vergnügte Bewegungen im wiedererreichten Wasser für ein Sichwinden im Todeskampf hielten. Mit einem Labyrinthfisch hätten die Schildbürger, wenn ein solcher ihnen überhaupt hätte in die Hände fallen können, ihren Zweck wirklich zu erreichen vermocht. Da diese Fische den Sauerstoff der Luft nicht ganz entbehren können, so ersticken sie im Wasser, wenn man ihnen den Weg an dessen Oberfläche versperrt.